

Mitteilungen

des

„Deutschen Schulvereins für St. Catharina“ (Südbrasilien)

Schriftleitung: Rektor Stroßmann, Blumenau.

Nr. 7/8.

Blumenau, im Juli 1909.

4. Jahrgang.

Neuere Lesestücke.

Das erste Lesebuch, der „Kinderfreund“ aus dem Jahre 1773, enthielt 79 Stücke, die alle von dem Herausgeber, dem Freiherrn Eberhard von Rochow, verfaßt waren. Die neueren Lesebücher suchen dagegen eine geeignete Auswahl des Besten aus der ganzen Literatur, aus Büchern, Zeitschriften und Zeitungen zu bieten. Dadurch sind sie besser in der Lage den Unterricht zu beleben, ergänzen und vertiefen. Folgende Proben aus jüngst erschienenen Lesebüchern mögen es zeigen:

A) Oberstufe.

1. Sparsamkeit.

Johannes Trojan.

In unserer knappen Zeit wird so viel über Abgaben geklagt, welche man zu leisten gezwungen ist. Mancher aber, wenn er darüber nachdenkt, wird finden, daß eigentlich die freiwilligen Abgaben, zu denen niemand ihn nötigt, es sind, die ihn in Armut bringen. Der eine pflegt allabendlich an einen Gastwirt, dem er zu nichts verpflichtet ist, eine bestimmte Biersteuer zu zahlen, ohne jemals darüber unwillig zu werden. Ein anderer hat es sich in den Kopf gesetzt, an freiwilliger Weinsteuer nach und nach eine Summe aufzuwenden, welche hinreichte in angenehmer Gegend ein kleines Haus mit Blumen- und Obstgarten, Stallung und Remise anzukaufen. Betrachtet man endlich die Zeit als Geld und berechnet die Stunde mit fünf und zwanzig Pfennig, so dürfte mancher jährlich eine nicht geringe Summe, die er als Zeitsteuer dem Schlaf oder der Langeweile entrichtet hat, in sein Ausgabebuch einzutragen haben. So gibt es noch verschiedene freiwillige Abgaben, an denen ein guter Hausvater ein Erhebliches sparen könnte.

2. Der Eltern Schmuck.

H. Sartorius.

Cornelia, die Mutter zweier berühmter Römer, war einmal in Gesellschaft vornehmer römischer Frauen, die mit ihren Edelsteinen, mit goldnem Schmucke und Purpur ein großes Gepränge machten. Man bat Cornelia, sie möge doch auch von ihren Kostbarkeiten etwas zeigen. Da ließ die edle Römerin ihre Kinder kommen, die sie in allen Tugenden sorgfältig gezogen hatte, und stellte sie mit den Worten vor: „Da seht hier meinen Schmuck, meine Kleinodien und Kostbarkeiten!“

3. Du sollst die Eltern lieb und wert halten!

Möller.

Ein junger Zimmermann hatte acht Kinder und konnte in teurer Zeit die Seinigen nur kümmerlich versorgen. Er beherrgte und verpflegte auch noch seinen alten, gliederlahmen Vater. Er hatte ihn zu sich genommen in sein Haus, wie einst Joseph seinen Vater im Lande Gosen. Eines Tages ging unser Zimmermann von der Arbeit heim und kaufte unterwegs etwas Semmelbrot. „Das ist für meinen alten Vater,“ sagte er zu seinem Begleiter, der ein Maurer war; „er kann das harte und schwarze Brot nicht mehr vertragen.“ Da erwiderte der Maurer: „Mein

Gott, du hast auch ein wahres Kreuz auf dir mit dem gebrechlichen alten Manne! Wie froh wirst du einmal sein und deine vielgeplagte Frau dazu, wenn ihn Gott zu sich genommen hat. Dann kannst du des Alten Stube und Kammer vermieten und das Geld sparen, das die Speisung und der Aufwärterlohn monatlich kostet. So wie es dir ergeht, ist es ja nicht möglich, auf einen grünen Zweig zu kommen.“

Der Zimmermann antwortete: „Rede nicht so! Wir beide, meine Frau und ich, sind wie singende Vögel auf grünen Zweigen, wenn wir uns an das Bett des Greises setzen können. Liegt irgend eine Sorge auf unserm Herzen und drückt uns, dann tragen wir sie zu dem lieben alten Vater, und dieser nimmt sie mit in sein Gebet. Ich sage dir, es lebt noch ein Bruder von mir in der Ferne, der hat sich schon oft dazu erbötet, den alten Vater zu sich zu nehmen. Wir lassen ihn aber nicht, es sei denn, daß Gott ihn rufe.“

1. Wer seine Eltern liebt und ehrt, ist Gott und Menschen lieb und wert.

2. Liebes Kind, pflege deines Vaters im Alter und betrübe ihn ja nicht, so lange er lebt.

4. Wenn du noch eine Mutter hast.

Wilhelm Kaulisch.

1. Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden; nicht allen auf dem Erdenrund ist dieses hohe Glück beschieden. Wenn du noch eine Mutter hast, so sollst du sie mit Liebe pflegen, daß sie dereinst ihr müdes Haupt in Frieden kann zu Ruhe legen.

2. Sie hat vom ersten Tage an für dich gelebt mit bangen Sorgen; sie brachte abends dich zur Ruh und weckte küßend dich am Morgen. Und warst du krank, sie pflegt dein, den sie mit tiefem Schmerz geboren, und gaben alle dich schon auf, — die Mutter gab dich nicht verloren.

3. Sie lehrte dich den frommen Spruch; sie lehrte dich zuerst das Reden; sie faltete die Hände dein und lehrte dich zum Vater beten. Sie lenkte deinen Kindesinn; sie wachte über deine Jugend; der Mutter danke es allein, wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

4. Und hast du keine Mutter mehr, und kannst du sie nicht mehr beglücken, so kannst du doch ihr frühes Grab mit frischen Blumenkränzen schmücken. Ein Muttergrab, ein heilig Grab, für dich die ewig heilige Stelle! O, wende dich an diesen Ort, wenn dich umtost des Lebens Welle.

5. Verne was, so kannst du was!

F. Plattich.

Man hält es öfter für unrecht, wenn man mehr lernt, als man in Zukunft zu brauchen meint; und die meisten wollen nur so viel lernen, als sie dereinst nötig zu haben glauben. Wenn aber einer nicht mehr Nettichkörner stecken wollte, als er künftig Nettiche bekommen will, so würde es ihm gewiß fehlen, da eben nicht alles ausgeht, was man in die Erde legt. So geht es auch beim Lernen; es bleibt nicht alles, was man lernt. Daher muß man so viel in seiner Jugend lernen, daß auch etwas davon verloren gehen kann. Zudem kann man nicht wissen, was man in Zukunft brauchen wird. Man wird auch keinen geschickten Menschen klagen hören, daß er zuviel gelernt habe, sondern vielmehr, daß es ihn reue, nicht mehr gelernt zu haben. Bettelente haben zu ihrer Haushaltung nicht viel nötig; wenn man aber eine reich vuzushaltung führen will, so wird viel dazu erfordert.

6. Der beste Empfehlungsbrief.

Magdeburger Zeitung.

Ein Kaufmann suchte einen Laufburschen. Es meldeten sich fünfzig Knaben. Der Kaufmann wählte einen unter ihnen und verabschiedete die andern. „Ich möchte wissen“, sagte ein Freund, „warum du gerade diesen Knaben, der doch keine einzige Empfehlung hatte, bevorzugtest?“ „Du irrst“, lautete die Antwort; „der Knabe hatte viele Empfehlungen. Er reinigte seine Füße, bevor er ins Zimmer trat, und machte die Tür zu: er ist also sorgfältig. Er bot ohne Besinnen seinen Stuhl jenem alten, lahmen Manne an, was seine Herzensgüte und Aufmerksamkeit zeigt. Er nahm seine Mütze ab, ehe er hineinkam, und antwortete auf meine Frage schnell und sicher; er ist also höflich und hat gute Sitten. Er hob das Buch auf, das ich absichtlich auf den Boden gelegt hatte, während alle übrigen es zur Seite stießen oder darüber stolperten: er hat also Ordnungssinn. Er wartete ruhig und drängte sich nicht heran, — ein gutes Zeugnis für sein anständiges Benehmen. Ich bemerkte ferner, daß sein Rock gut ausgebürstet und seine Hände und sein Gesicht rein waren. Kennst du dies alles keinen Empfehlungsbrief? Ich gebe mehr auf das, was ich an einem Menschen in zehn Minuten sehe, als auf das, was in schön klingendem Empfehlungsbrief geschrieben steht.“

7. Verschiedene Uebergänge.

Johannes Trojan.

1. Wir sahen — erzählte jemand — unser sechs oder sieben eines Abends in einem Bierhaus, als ein Mann eintrat und auf uns zukam, den wir von der Schule in der Provinz her kannten. Damals betrachteten wir ihn als eine Art Meerwunder, weil er sich glücklich durch alle Klassen schlug, ohne eigentlich zu arbeiten. Noch mehr bewunderten wir seine Fertigkeit in allerlei brotlosen Künsten. Er verstand sich auf Feuerwerk, bis auf dem Stamm und lernte früh das Rauchen. Ja, man erzählte von ihm, daß er Verse machen konnte. Als wir die Schule verließen, hatten wir ab und zu von ihm gehört, daß er in dieser und jener Stellung es versucht, in keiner aber es lange ausgehalten habe.

2. Dieser trat unter uns, und als die Begrüßung vorbei war, fragten wir ihn, was er in der Hauptstadt wolle. „Ich gedenke“ — erwiderte er — „hier mein Glück zu machen. Es ist nichts mit der Provinz. Man sieht dort wie eine Biltenswibel im schlechten Boden; man treibt Blätter genug, aber zur Blüte kann man's nicht bringen.“ — Was willst du hier zunächst anfangen? fragte ihn einer. Er entgegnete: Noch weiß ich's nicht. Ich will mich zunächst ein wenig umsehen. Man liest Blätter, in denen Leute gesucht werden; man kommt unter Menschen, und sie merken, was man für ein Mann ist, — kurz, ich bin überzeugt, er wird sich bald etwas für mich finden.“ Ich sagte: Stelle dir das nicht so leicht vor! Wer es hier zu etwas bringen will, der muß sich sehr rühren, und wer nicht in Bewegung bleibt, der wird umgestoßen und kommt den andern unter die Füße. „Arbeit“ — rief er lebhaft — „Arbeit ist natürlich die Hauptsache! Aber es ist ein Unterschied zwischen Arbeit und Arbeit. Wer einen anschlägigen Kopf hat, der arbeitet wie mit Maschinen und bringt schnell und ohne große Anstrengung zuwege, womit sich ein beschränkter Mensch sein ganzes Leben hindurch abquält. Nebrigens bring' ich einen ganzen Sack voll Gedanken und Pläne mit. Wartet vierzehn Tage, dann werd' ich zu euch sagen: „Seht, das bin ich, das hab' ich, und das werd' ich noch bekommen!“

3. Ihm wurde noch einiges entgegnet, und dann sprachen wir von anderen Dingen. Ein parmal kam er noch abends an

unsern Tisch, darauf blieb er fort. Nach einiger Zeit aber fand ich ihn in einem Buttergeschäft, wo ich mir zum Abendessen etwas kaufen wollte. Dort stand er hinter den Ladentisch als Verkäufer. Er war zuerst etwas verlegen über unser Wiedersehen, erhob sich aber bald und sagte: „Wundere dich nicht darüber, mich auf einem so bescheidenen Posten zu sehen! Es ist nur ein Uebergang, und ich nahm diese Stellung an, weil sich — offen gesagt — für den Augenblick nichts Besseres darbot. Unterdessen aber“ — fuhr er fort, indem er aus einem vor ihm liegenden Käse zierliche Würfel schnitzte — „unterdessen werf' ich nach allen Seiten Angeln aus und warte darauf, daß ein Hauptstück anbeißt.“ Indem kam ein kleines Mädchen in den Laden und forderte: Für einen Fünfer von der ganz guten Butter und für einen Fünfer von der weniger guten! Er beachtete das Kindchen gar nicht, sondern hub wieder an: „Was ich jetzt auf dem Korn habe, ist ein Unternehmen, über dessen Wesen und Zweck ich dir noch nichts vertrauen darf. Es geht von einer Gesellschaft aus, die über große Mittel gebietet, und es ist nicht unmöglich, daß ich die Leitung des Ganzen . . .“ Da ging im Hintergrunde des Ladens eine Tür auf, und es zeigte sich eine starke Frau mit rotem Gesicht und strenger Miene. In demselben Augenblick fuhr mein Schulfreund zusammen, verbarq schnell sein Würfelwerk in ein Schubfach, warf mir einen wehmütigen Blick zu und fertigte mich und die Kleine stillschweigend ab.

4. Darauf, als es Sommer geworden war, traf ich ihn wieder in einem öffentlichen Garten. Er war dort aber nicht als Gast, sondern als Kellner. In der einen Hand mehrere Bierseidel, in der andern ein halb Duzend Teller, kam er auf mich zu. „Haha!“ — lachte er mir entgegen — „ich muß mich recht spaßhaft ausnehmen als Kellner. Nun, es ist nur vorübergehend. Die Sache ist die: Butter und Käse konnten meinem Geiste nicht mehr genügen; das Unternehmen, von dem ich neulich sprach“ — ihm glitten zwei Seidel aus der Hand und zerschellten am Boden — „das Unternehmen zerschlug sich“ — Kellner! Kellner! klang es von einem Tische. „Gleich! gleich!“ — Jetzt hab' ich etwas Neues in Aussicht.“ Kellner! Kellner! „Etwas Großartiges!“ — Kellner! — „Häuserbau!“ rief er noch schnell und wandte sich, um die Gäste zu bedienen.

5. Nach kaum vier Wochen trat mir mein Schulfreund wieder in anderer Gestalt entgegen und zwar diesmal als Dienstmann an einer Straßenecke. Er sah übel aus, versuchte aber ein heiteres Gesicht zu machen, als er mich anredete. — „Nun,“ sagte er, „wie gefall' ich dir so?“ — Nicht übermäßig, erwiderte ich. — „Tut nichts!“ sagte er; „es ist dies einer der Uebergänge, die jeder durchmachen muß, der etwas erreichen will. Ich kann es nicht leugnen, daß ich augenblicklich auf einem Nisse feststehe; aber ich sehe die Welle schon kommen, die mich wieder flott machen und in die Höhe schleudern wird. Im Vertrauen gesagt: ich habe — und das ist viel wert — einsehen gelernt, daß sich nur mit Börsengeschäften etwas gewinnen läßt. Sobald ich die Mittel . . .“ Ein junger Herr trat auf ihn zu und handigte ihm einen Blumenstrauß und ein Briefchen ein, — Rosenstraße 77 abzugeben. Machen Sie schnell! — „Auf Wiedersehen!“ rief er mir zu und ging seines Weges.

6. Seitdem hab' ich ihn nur noch einmal gesehen. Auf einem Plage mitten in der Stadt traf ich ihn an. Da saß er auf einer Bank in der Sonne, ganz zerlumpt und heruntergekommen, mit mehreren andern von der Menschenart, die nichts ist, nichts hat und nichts mehr werden kann. Als er meiner ansichtig wurde, stand er mühsam auf und wankte davon. Aber einmal wendete er sich doch noch um und warf mir einen Blick zu, welcher wohl sagen sollte: „Es ist nur ein Uebergang!“ — Das glaub' ich auch; — aber der letzte.

8. Was aus einem braven Handwerksmanne werden kann.

W. Dertel.

In dem Dorfe Klippenheim bei Vahr lebte in den sechzigel Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Paar Eheleute, schlichte und rechtliche Leute, die das Wörtlein des Herrn im Herzen trugen: „Wandle vor mir und sei fromm!“ Sie hatten ein Söhnlein, krausköpfig und zart, und alle Welt sagte: „Der kann nur ein Schneider werden, denn der liebe Gott hat ihm das Schneidersiegel aufgedrückt.“ Das wurde den guten Eheleuten, die Stolz hießen, so oft gesagt, daß sie am Ende glaubten wie ans Evangelium, ihr Förgel müsse ein Schneider werden. Sie waren arm, konnten aber doch soviel davonbringen, daß sie das Behrgeld erschwangen, und Förgel wurde Schneider. Andere Leute aber meinten wieder, es sei doch schade um den guten Kopf des Jungen, der wohl zu mehr tange als zum Schneider.

Diese aber dachten nicht daran, daß auch ein Schneider, wenn er ein rechter ist, und mit der Zeit fortschreitet, etwas werden kann. In dem Jörgel Stulz aber steckte so einer; denn der Junge hatte viel Verstand, hatte Schönheitsfuss und Gewandtheit. Sein Meister lobte ihn ganz grausam, wie man dorthin sich ausdrückt; allein dies Lob galt nicht bloß seiner Gelehrigkeit, sondern seinem Gehorsam, seiner Gefälligkeit und seinen guten Sitten. Es zeigte sich auch da wieder, daß Redlichkeit und Gefälligkeit gegen jedermann ein Schlüssel ist, der nicht nur alle Türen, sondern auch alle Herzen aufschließt.

Als die Wehrzeit aus war, ist unser Stulzchen, dem der Sinn in die weite Welt stand, auf die Wanderschaft gegangen. Geld hat er wenig mitgenommen, aber sehr gute Zeugnisse vom Meister, vom Amtmann und Pfarrer; aber was mehr wert war, auch Frömmigkeit und guter Eltern reicher Segen. Von dem sagte die Schrift: „Er bauet den Kindern Häuser“, und bei meiner Treu, dem Jörgel Stulz hat er sie gebaut!

Der ist dann nach der Schweiz gewandert, hat überall gearbeitet und gelernt; war überall gern gesehen und wert gehalten und ist darauf nach Frankreich gegangen. In Paris hat er erst recht sich einen feinen Geschmack verschafft. Da er sparsam war und die Kneipen- und Herbergswirtschaft liebte, sparte er sich schon ein schönes Stück Geld, schickte seinen lieben Eltern regelmäßig Unterstüßungen und ließ seine Armen ohne eine Gabe; denn er wußte selbst auch, wie das Hungerbrot schmeckt. In Frankreich behagte ihm die Wirtschaft nicht. Er machte sich daher auf die Beine und ging nach England.

Überall kann man geschickte Leute brauchen, absonderlich in London, wo man auf ein schönes Kleid etwas hält und es auch nicht knickerig bezahlet. Durch seine Geschicklichkeit wurde er Gefelle beim Hofschneider und darauf Obergefelle, nämlich der welcher zuschneidet. Er war auch mittlerweile gewachsen und ein hübscher Mensch geworden, der sich nett kleidete und andere noch netter zu kleiden verstand.

Nach einigen Jahren starb sein Meister, der Hofschneider, und er wurde es; ja, der König von England, Georg IV., der auch ein Freund von schönen Kleidern war, gewann ihn erstauulich lieb. In England wie anderwärts drehen sich alle Fahnen nach dem Winde, der vom Schlosse weht. Der reiche englische Adel wollte nun auch nur vom Meister Stulz gekleidet sein. Der aber suchte sich fast lauter tüchtige deutsche Gesellen zu verschaffen; denn die Deutschen sind in England als die besten Arbeiter bekannt und beliebt. Daher ziehen auch jährlich eine Menge Arbeiter dorthin. Der Stulz hielt sich gut, hatte die feinste und beste Ware, arbeitete nach dem besten und neuesten Geschmacke und nahm Geld ein über die Maßen, obwohl er niemals jemand übernahm.

So lange seine Eltern lebten, überhäufte er sie mit Wohlthaten, und gar manche leidende Seele segnete den deutschen Schneider. Was sagt ihr aber dazu, liebe Leser, wenn ich euch melde, daß der Georg Stulz aus Rippenheim im Laufe von 30 Jahren ein Vermögen erworben hat, daß sich auf mehr denn eine Million belief? Aber es ist wahrhaftig wahr!

Als aber die 50 Lebensjahre hinter ihm lagen und es bergab ging, fand er, daß die Luft in England, die feucht, dick und nebelig ist, seiner Gesundheit schlecht bekam. Er hing nun Scheere und Bügeleisen an den Nagel und ließ sich in Hyères im südlichen Frankreich nieder, wo eine gar gesunde Luft ist, und Leute, die bei uns schnell an der Auszehrung sterben würden, noch viele Jahre leben könnten, weswegen auch viele reiche Leute dorthin ziehen. Er kaufte sich dort ein fürstliches Landgut und war ein großer Herr — aber niemals stolz; denn er erzählte seinen Gästen gar gerne von seiner Herkunft, seinem Handwerk und wie er sich geplagt.

Daß ihr nun wißt, wie ungeheuer reich er war, ist noch nicht alles. Die Hauptsache ist, wie er seinen Reichtum anwandte. Ich habe euch schon erzählt, daß Wohlthun sein höchstes Glück war. Es ist aber auch über die Maßen, wie er Wohlthaten spendete. In Marseille steht eine evangelische Kirche, die hat er fast allein aus seinen Mitteln erbaut. Die Bibelgesellschaft hat er reich beschenkt; der katholischen Kirche in Hyères ließ er eine kostbare Orgel bauen, ließ in der Stadt die Brunnen bestellen, neue graben, stiftete ein Hospital und dergleichen herrliche Anstalten. Und daß ein solcher Mann seinen Geburtsort nicht vergaß, versteht sich wohl von selbst. Wenn ihr einmal nach Rippenheim kommt und den Namen Georg Stulz nennt, so ziehen die Leute die Hüte ab und sagen: „Gott vergelt's ihm, was er an den Armen that!“ Dann zeigen sie auch die Kirche, das Hospital usw. und sagen: „Das hat er

Und kommt ihr nach Karlsruhe, der Hauptstadt des schönen Badener Landes, so wird man euch erzählen, daß er ungeheure Summen schenkte zur Polytechnischen Schule, zum Pfriündnerhaus und zum Waisenhanse. Man hat's ausgerechnet, daß er in allem 300 000 Franken und mehr, ja, ganz genau 363 400 Franken gestiftet hat! Das war ein edler Mensch. Als Schneiderlein ist er in die Welt gezogen, blutarm, aber reich am Herzen. Da hat Gottes Segen Früchte getragen! Sein Landesherr, der Großherzog von Baden, der gern das Verdienst seines Landeskindes ehren wollte, hat seine Brust mit dem Orden des Zähringer Löwen geschmückt und ihn hernachmals mit vielen Ehren in den Freiherrenstand erhoben.

Am 17. November 1832 starb in Hyères im südlichen Frankreich der Freiherr Georg Stulz von Octenberg, wie ihn sein Landesherr benannte und an seinem Grabe flossen reiche Tränen der Liebe; den er starb als Vater der Armen und Bedrängten. In Rippenheim steht ein Denkmal; aber das zerfällt mit der Zeit. Größer und schöner ist dagegen das, welches er sich gründete durch Wohltätigkeitsanstalten, die fortbauern zum Segen der leidenden Menschen.

9. Die Berufswahl.

P. Hofegger.

„Für einen Bauer ist er zu schwächlich, wird halt ein Pfarrer oder ein Schneider werden müssen!“ Das war das Ergebnis der Beratung, die eines Abends über mich in der Stube des Waldbauern abgehalten wurde. Meine Mutter ging zu dem Geistlichen, Hilfe heischend, daß ich in die Studie (zum Studieren) kommen könnte. Der Herr Dechant sagte ihr aber: „Lass' die Waldbäuerin das bleiben. Wenn der Bub sonst keine Anzeichen für den Priester hat, als daß er schwach ist, so soll er was anders werden.“ Nun, so ging denn meine Mutter vom Herrn Dechanten zum Schneidermeister: sie hätte einen Bubem, der möcht' Schneider werden. — Was ihn auf diesen Gedanken brachte? — Weil er halt so schwächlich wäre. Stand der Meister auf und sprach: „Ich will der Waldbäuerin nur sagen, daß der richtige Schneider ein kerngesunder Mensch sein muß. Einmal das viele Sitzen, nachher zur Abendfeierzeit das weite Gehen über Berg und Thal und das ganze Zeug mitschleppen wie der Soldat seine Rüstung. Hernach die unterschiedliche Kost: bei einem Bauer mager, beim andern feist, in einem Hause lauter Mehlspeisen, im andern wieder alles von Fleisch, heut nichts als Erdäpfel und Grünzeug, morgen wieder alles Suppen und Brei. Und red ich erst von den unterschiedlichen Beuten, mit denen man sich abgeben muß! Da ist eine brummige Bäuerin, der kein ordentlicher Zwirn feil ist, dort ein Bauer der mit seinen närrischen Späßen den Handwerker erheitern und satt machen will. Alle diese Beute soll der Schneider mit einem Maß messen. Und was die Hauptsache ist, Kopf muß einer haben! Was an einem krummen buckligen Menschenkinde verdorben ist, das soll der Schneider wieder gut machen. Der Schneider muß aber nicht allein den Körper seines Kunden, er muß auch, so zu sagen, sein ganzes Wesen erfassen, um ihm ein Kleid zu geben, das paßt. Und ebenso muß er den Stoff kennen, von dem er den Anzug zu verfertigen hat. Manches Tuch dehnt sich, manches Tuch kriecht zusammen; dieses hält Farbe, das andere schießt ab. Wer das vorher nicht weiß, der macht ein Unbing zusammen. Kurz, der Kleidermacher muß Menschen- und Weltkenner sein. Na, werd ihn 'mal anschauen; soll nächster Tage zum Alpelhofer kommen, dort wird er mich finden.“

So bin ich denn an einem hellen Morgen hingegangen. Da ich in die Stube trat, saß der Meister am Tische und nähte. Ich blieb an der Thür stehen. „Was willst du denn?“ fragte er mich nach einer Weile. „Schneider möcht ich werden,“ antwortete ich zaghafte. — „So seß dich her, nimm Nadel und Zwirn und nähe mir diesen Aermeling zusammen.“ So tat ich; — aber es ist leichter gesagt als getan. Da staken im Rissen an die dreißig Nadeln aller Größen, da lagen Zwirnknauel verschiedener Feine und Farbe. Und die beiden Teile des Aermelings, wie werden sie zusammengehet? Ich warf fragende Blicke auf den Meister; aber er tat nicht, als wüßte er mehr als ich. So hub ich denn an, legte den Bodenstoff aufs Knie und machte einen Stich. Der Faden schlüpfte durch; der erste Stich war mißlungen. Tief erglühend forschte ich der Ursache nach und kam endlich darauf, daß von mir vergesen worden war, an den Faden einen Knoten zu machen. Ich schlang also mit großer Mühe ein Knötlein und nähte hierauf mit Erfolg, aber auch mit Hindernissen. Es verdrehte sich der Zwirn; es staute sich das Zeug und ließ

sich mit jedem Zuge hoch in die Lüfte ziehen; es riß sogar der Faden.

Als ich ein paar Stunden so herumgenäht hatte, ohne daß mein Meister auch nur eine Silbe zu mir gesprochen hätte, und als ich endlich mit dem Aermeling fertig zu sein wußte und mit dem Auge fragte, was nun zu beginnen sei, antwortete er: „Jetzt trenne den Aermeling wieder auf bis auf den letzten Stich und ziehe die Fäden sauber aus. Achtung geben mußt du nur, daß du den Stoff nicht anschneidst.“ Als ich das mit Angst und Schmerz gethan hatte und die Teile des Aermelings wieder so dalagen, wie mir sie der Meister in die Hand gegeben hatte, ließ dieser von seiner Arbeit ab und sprach zu mir folgendes: „Ich hab nur sehen wollen, wie du die Sache angreiffst. Just nicht ungeschickt, aber den Boden muß man zwischen Knie und Tischrand einzwängen, sonst liegt er nicht still. Später, wenn du's einmal kannst, wird er auch wohl ohne Einzwängen still liegen, so wie bei mir da. Auf den Finger mußt du einen Fingerhut stecken, sonst kriegt deine Hand gerade so viele Böcher wie der Boden. Den Zwirn mußt du mit Wachs glätten, sonst wird er fransig und reißt. Die Stiche mußt du so machen, daß einer über den andern reitet, das heißt man Hinterstiche, sonst klast die Naht. Die Teile mußt du so zusammennähen, daß du sie nicht wieder von einander zu trennen brauchst, und giebt es doch einmal zu trennen, so mußt du kein saures Gesicht dazu machen; empfindsam sein leidet unser Handwerk nicht. Verspotten dich törichte Leute und fragen dich, ob du das Bügeln eisen bei dir hättest, daß dich der Wind nicht fortträgt: laß ihnen die Freude und geh still und sitzsaam deiner Wege. Ein geschickter Mensch schämt sich nicht seines ehrlichen Handwerks, und ein dummes Vermaß es nicht zu lernen. Der Schneider studiert nie aus; jede Kundschaft hat einen andern Leib, jedes Jahr hat eine andere Mode; da heißt's nicht bloß zuschneiden und nähen, da heißt's auch denken, mein lieber Bub; aus einem tüchtigen Schneider ist schon manch ein hoher Herr hervorgewachsen. Der große Feldherr Derfflinger ist ein Schneider gewesen. Deswegen, wenn du in dir wirklich die Neigung empfindest zu diesem Stande, so will ich dich lehren, was ich selber kann.“

Ich neigte dankend den Kopf. Beim Weggehen sagte der Apelhofer zu mir: „Schneider werden? Wie ist dir denn das eingefallen? Alleweil ist der finstern Stube sitzen; in den meisten Häusern lassen die Leute nicht einmal Luft zu den Fenstern hinein. Wenn du meinst, daß du für die Bauernarbeit zu schwach wärst, hättest du nicht können ein Almhalter werden oder so was, wo du auf freier Weide gewesen wärest! Jetzt bist du einmal Schneider, so bleib dabei und schick dich, und wenn dir das Kreuz weh tut vom vielen Sitzen, so denk an den da oben, der will's haben, daß der Mensch mit Müß und Fleiß sein Brot verdient. Nur alles schön mit Willen und Geduld, so wird's schon gut gehen. In meinem Hause hast heut angefangen, so bin ich dir der Pate fürs Handwerk, und wenn du ein Anliegen hast oder eine Klage, so komm zu mir!“

In meiner Lehrzeit gab's wenig zu klagen; ich hätte mein Anliegen dem Apelhofer auch nicht vorbringen können; denn der gute Mann ist schon fünf Wochen nach meinem Eintritte ins Handwerk gestorben.

10. Alfred Krupp, der Kanonenkönig.

1. Am 14. Juli 1887 ist auf seiner Villa bei Essen ein deutscher Mann gestorben, dessen Name auf der ganzen Erde bekannt ist; ich meine Alfred Krupp, den großen, eisernen König der über Tausende von Kanonen geherrscht hat, und auf den jeder Deutsche mit Recht stolz sein darf; denn er hat beigetragen zu des deutschen Reiches Stärke. — Eine Kanone haben manche von euch vielleicht noch niemals gesehen: ich meine eine wirkliche, große Kanone aus Gußstahl, deren blanker Lauf inwendig gezogen, d. h. mit einer schlangenförmigen Linie versehen ist, und in den von hinten eine riesengroße Patrone hineingelegt wird. Ein Schuß aus einem gezogenen Krupp'schen Hinterlader vermag ein großes Schiff zum Sinken zu bringen und kann ein Haus zertrümmern, und wo Alfred Krupp durch den Mund seiner Kanonen sprach, da hat die Erde meilenweit gezittert, und manches Ohr ist taub geworden von dem wilden Gebrüll der Geschütze.

2. Krupp ist in einer Zeit geboren, wo unser armes Vaterland viel Kanonendonner gehört hatte und noch hören sollte, im Jahre 1812, wo wir noch unter französischer Herrschaft saßen und den Kaiser Napoleon I. als unsern Herrn betrachten mußten.

Aber nach einigen Jahren waren die Franzosen doch glücklich wieder aus Deutschland herausgedrängt, und als Alfred Krupp zur Schule ging und lesen lernt, las er vom alten Blücher und von der Schlacht bei Leipzig und hörte, daß die alte, deutsche Tapferkeit noch nicht erstorben sei.

Eine lange Friedenszeit begann für Deutschland; aber unser Vaterland war sehr arm geworden durch die Franzosen. Und Herr Friedrich Krupp, Alfreds Vater, spürte gleichfalls diese Armut. Er hatte in Essen eine kleine Eisenschmelzwerk und zwei Arbeiter angelegt und versuchte nicht allein aus Eisen allerhand Gerätschaften zu verfertigen, sondern auch das Eisen mit verschiedenen anderen Metallen zu verschmelzen und aus der Mischung einen brauchbaren Gußstahl herzustellen. Alfred Krupp's Vater wollte aus dem Eisen einen Stahl herstellen, der in großen Stücken gegossen werden konnte. Immer machte er neue Versuche; aber die Entdeckung dieser besonderen Mischung wollte ihm nicht gelingen, und da er von seinen eisernen Gerätschaften auch nicht besonders viel verkaufte, so war er allmählich ein armer Mann. In seinem kleinen, bescheidenen Häuschen ist Friedrich Krupp mauchen Abend mit sorgenvollem Herzen zur Ruhe gegangen und hat, statt zu schlafen, darüber nachgedacht, was aus seiner Frau und seinen drei Knaben, von denen Alfred der älteste war, werden sollte, wenn er von ihnen ginge. Und Alfred mußte frühzeitig lernen, da von ihm als dem ältesten Sohne viel verlangt wurde. Sein Vater starb, als er vierzehn Jahre alt war, und von dem Tage an ward er die Stütze seiner Mutter und seiner Brüder. Da gab es für ihn kein Spiel mehr, an dem ihr vierzehnjährigen auch noch freut; er mußte in dem rückerigen Eisenerke von früh bis spät arbeiten, und seine Hände waren bald so voller Schwielen, als wenn er jahrelang am Eisenhammer gestanden. Er arbeitete von früh bis spät in seiner kleinen Fabrik, verfertigte Schrauben und Handwerkszeuge, Knöpfe und Walzen und grübelte bei der Arbeit, ob er nicht die Mischung des Gußstahles finden könne.

3. Fünfundzwanzig Jahre hatte er im Verein mit seiner Mutter und einem Bruder die Fabrik fortgeführt; da übernahm er sie allein und versuchte immer wieder, ob nicht allmählich das Geheimnis des Gußstahles offenbar werden könne. Alfred Krupp hat wohl keinem Menschen erzählt, wie oft er vergebliche Versuche angestellt, bis er eines Tages ein Stück Gußstahl, das 43 Zentner wog, auf die Ausstellung nach London schicken konnte. Das war im Jahre 1851, und er war beinahe vierzig Jahre alt geworden, ehe seine Arbeit mit Erfolg gekrönt wurde. Vom Kränkeln Geduld muß er also ein gutes Teil besessen haben, mehr als die meisten Menschen, welche nach einigen mißglückten Versuchen die Flinte sofort ins Korn werfen und sich einbilden, zur Unzufriedenheit mit Gott und der Welt berechtigt zu sein, weil es nicht nach ihrem Kopfe geht.

4. Dem großen Stahlblocke hatte er eine gezogene sechs-pfündige Kanone beigelegt, und als die Engländer diese beiden Dinge erblickten, machten sie große Augen. Ihr wißt wohl, daß die Engländer sich auf ihre Eisen- und Stahlfabriken viel einbilden, und daß manche Deutsche noch heutzutage so töricht sind, englische Stahlfedern und Messer für besser zu halten als deutsches Fabrikat; obgleich hier in Deutschland ebenso gute Waren verfertigt werden als in England. Jedenfalls war Krupp ihnen in der Fabrikation des Gußstahles ganz bedeutend „über“, und eine gezogene Kanone aus Gußstahl hatten sie auch noch nicht gesehen. Da mußten sie ihm wohl oder übel den ersten Preis in ihrer Ausstellung geben, und alle Leute, welche mit Eisenhütten und Stahlfachen zu tun hatten, und die von Krupp aus Essen zum erstenmal hörten, merkten sich den Namen und bestellten allerhand Sachen bei ihm, die sie selbst nicht herstellen konnten. Und von dem Jahre an stieg Alfred Krupp's Ruf und Reichthum schnell und ohne Aufhören. Aus der Fabrik, welche Friedrich Krupp im Jahre 1816 mit zwei Arbeitern gegründet, wurde ein Werk, das 16000 Arbeiter beschäftigt. Um die Krupp'schen Werke bei Essen liegt eine Stadt von über 60000 Einwohnern. Hier wohnen die Beamten und Arbeiter der Eisenerke mit ihren Frauen und Kindern. Hier giebt es Kirchen und Schulen, Krankenhäuser und Gasthöfe, Kaufläden und Budeleien, kurz alles, was zu einer Stadt gehört, und hier war Alfred Krupp der König. Seit dem Tage, wo eine gezogene Kanone zuerst die Werkstatt verließ, haben bis 1885 schon über 200000 dieser Mordinstrumente fertig gestellt werden können.

5. Die Krupp'schen Kanonen haben sich in den Kriegen 1864, 1866 und 1870—71 ausgezeichnet bewährt. Sie haben fünf- und tausendpfündige Kugeln mit großer Sicherheit geworfen und haben Tod und Verwüstung dem Feinde gebracht.

So sind sie im Kriege ganz unentbehrlich geworden, und viele fremde Staaten haben sich ihre Kanonen bei Alfred Krupp bestellt, so daß die Aufträge kein Ende mehr nahmen und seine Arbeiter viel zu tun hatten, um aus seinen 547 Eisenminen in Deutschland das Eisen zu holen, welches zur Stahlbereitung dient. Das große deutsche Reich war natürlich ein Hauptkunde von Alfred Krupp. In Wilhelmshafen oder Kiel liegen unsere großen Kriegsschiffe, aus deren Luken die blanken Kanonenschlände drohend hinaussehen, und wenn man im stieren Hafen spazieren fährt, dann sieht man an beiden Küsten große Befestigungswälle, über deren Rand wiederum die Krupp'schen Kanonen und Mörser lugen. Wehe dem Feinde, der sich in die Nähe der Küste wagt. Eine Bombe aus dem 32 Fuß langen Mörser genügt, um dem größten Schiffe den Garauß zu machen. So dienen diese Nordinstrumente uns Deutschen nicht allein zur Verteidigung, sondern auch zum Schutze, und wenn unsere mit den Krupp'schen Kanonen um die Erde segeln, dann schütten sie die deutschen Kaufleute und Kolonien in allen Weltteilen. Schon mancher wilde Häuptling ist manierlich gegen die deutschen Aufsteher geworden, wenn er in der Ferne das dumpfe Brummen einer Krupp'schen Kanone gehört hat, und manches Seeräuberboot in den chinesischen Gewässern hat bei diesem Tone eiligst das Weite gesucht. Und daß Krupp's Name bei dem Kaiser von China auch einen guten Einklang hat, beweist der Umstand, daß fast alle chinesischen Kriegsschiffe auch Krupp'sche Kanonen führen.

6. Meint aber nicht, die Krupp'schen Werke verfertigen nur Kanonen und nicht anderes. Die Teile der Lokomotiven sind Werke meistens aus Krupp's Werkstatt, und die Eisenschienen, auf denen die Gitzüge dahinfahren, gewiß. Eisernen Brücken, Räder, Schrauben, Teile von Dampfmaschinen, — alles dies wird bei Krupp verfertigt, und seine mächtigen Werke haben immer volkhaft zu tun. Da ist es dann kein Wunder, wenn Krupp's Eisen sich bei ihm in Gold verwandelt hat, und er einer der reichsten Leute des Staates werden konnte. Aus dem kleinen Vaterhause war er in ein großes, schönes Schloß gezogen; aber das einfache Häuschen steht noch heute und wird hoch in Ehren gehalten. Alfred Krupp hat es abbilden und das Bild an seine Arbeiter verteilen lassen, um ihnen zu zeigen, wie man aus kleinem Anfange zur Größe gelangen kann.

Für seine Tausende von Arbeitern hat Krupp unendlich viel getan. Er war ihnen wohl ein strenger Herr, der keine Widersetzlichkeit duldete; aber er sorgte für sie wie ein Vater für seine Kinder. Wer krank und arbeitsunfähig geworden ist, für den wird bis an sein Lebensende reichlich gesorgt, und wer sich besonders auszeichnet, wird belohnt, um ihn zu weiterer Tätigkeit anzuspornen.

7. In dieser gewaltigen Fabrik giebt es 82 Eisenhämmer, welche die Stahlplatten bearbeiten und in die Form schlagen, welche sie haben sollen. Einer der größten heißt der „Fritz“, wie die Arbeiter das Niesengetöse nennen, welches auf einen Niesenamboß niedersaut, alles zerschmetternd, was darauf hingelegt wird. Als nun der Kaiser Wilhelm I. einmal die Krupp'schen Werke besuchte, führte Alfred Krupp unsern kaiserlichen Herrn vor diesen mächtigen „Fritz“ und erklärte ihm, wie vernichtend der Hammer niedersaufen könnte. „Aber setze er hinzu und deutete auf einen ergrauten Arbeiter, der verlegen neben dem Hammer stand, „mein Arbeiter Ackermann hat eine so sichere Hand und ein so scharfes Auge; er kann mit einer Bewegung am Hebel den Hammer im Niederfallen aufhalten. Man kann getrost eine Hand auf den Amboß legen; wenn der Eisenhammer von Ackermann bedient wird, dann hält er eine Binie über der Hand im Schlagen inne, ohne dieselbe zu berühren.“ Der Kaiser hatte aufmerksam zugehört und betrachtete dann den Arbeiter Ackermann, welcher immer verlegener aussah.

„Mit einer Menschenhand wollen wir nun nicht den Versuch dieses Kunststückes machen“, meinte Kaiser Wilhelm; „aber meine Uhr will ich dazu hergeben.“ Er zog seine mit Edelsteinen besetzte Uhr aus der Tasche und legte sie auf den mächtigen Amboß. Ackermann machte ein sehr bestürztes Gesicht, ging aber dennoch an die Arbeit. Die Dampfmaschine, welche den Hammer in Bewegung setzt, beginnt zu brausen; die Riemen krackern, und langsam beginnt der Niesenhammer sich zu bewegen. Blöcklich saust er mit Blitzschnelle in die Tiefe, und ebenso schnell hält er an. Ackermann hatte durch einen Hebel das Fallen des Hammers aufgehalten; eine Binie über die Uhr war er zu stehen gekommen. Sie lag unberührt auf dem Amboß, und Ackermann reichte sie dem Kaiser, im stillen glücklich und dankbar, daß ihm sein Kunststück auch heute gelungen. Aber der kaiserliche Herr lächelte gütig. „Die Uhr sollen Sie zum Andenken an diesen Augenblick behalten, Ackermann!“ sprach der Monarch.

Nun, da hättet ihr des Arbeiters Gesicht sehen sollen! Ueberrast, beinahe ungläubig sah er den Kaiser an und streckte ihm noch immer wortlos die goldene Uhr entgegen, als könnte er seinen Ohren nicht trauen. Krupp nahm ihm die Uhr aus der Hand und sprach einige freundliche Worte mit dem aufgeregten Manne. Erst einige Minuten später, nachdem sich Ackermann etwas beruhigt hatte, gab sein Herr ihm die Uhr zurück — in ein Tausendmarkschein gewickelt. Ihr könnt euch denken, welch ein Freudentag dies für Ackermann war; er wird wohl in seinem Leben nicht vergessen haben, und wenn er mit dem großen „Fritz“ arbeitete, so hat er sich gewiß der Güte unseres Kaisers und der Freundlichkeit seines Fabrikherrn erinnert.

Jetzt hat Alfred Krupp sich zur Ruhe gelegt von der irdischen Arbeit. Seine Werke aber werden, will's Gott, lange, lange Zeit noch bestehen und die Ehre des deutschen Namens hinausstrahlen in alle Lande. — Euch aber, die ihr dies leset, wünsche ich, daß ihr ebenso fleißig und strebsam werden möget wie der Kanonenkönig von Essen. Wenn ihr auch keine Kanonenkönige werdet, so könnt ihr dennoch wie dieser an eurem Teile beitragen zu unsres Vaterlandes Wohlfahrt und Ehre!

10 a. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter, dummer Bauernknabe,
den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe
recht dreist zu lügen, wiederkam,
ging kurz nach der vollbrachten Reise
mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Geheh recht Zeit zum Lügen fand,
log auf die unverschäm'te Weise.

Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt
„Ja, Vater,“ rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
so sag' ichs Euch und jedem ins Gesicht,
daß ich einst einen Hund bei — — Haag gesehen habe,
hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
der, — ja ich bin nicht ehrenwert,
wenn er nicht größer war, als Euer größtes Pferd.“
„Das“, spricht der Vater, „nimmt mich wunder,
wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge seh'n.
Wir, zum Exempel, geh'a jegunder
und werden keine Stunde gehn,
so wirst du eine Brücke sehn,
(wir müssen selbst darüber geh'n),
die hat dir manchen schon behogen;
(denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein).
Auf dieser Brücke liegt ein Stein;
an den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
und fällt und bricht sogleich das Bein.“

Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
„Ach,“ sprach er, „lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
wie groß, sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie Euer größtes Pferd? Dazu will viel gehören,
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr,
allein, daß wollt' ich wohl beschwören,
daß er so groß als mancher Ochse war.“

Sie gingen noch ein gutes Stück;
doch Fritz'en schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein!
Er sah nunmehr die richterische Brücke —
und fühlte schon den Beinbruch halb.

„Ja, Vater,“ fing er an, „der Hund von dem ich red'te,
war groß, und wenn ich ihn auch 'was vergrößert hätte,
so war er doch viel größer als ein Kalb.“

Die Brücke kommt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!

Der Vater geht voran, doch Fritz hält ihn geschwind.

„Ach, Vater,“ spricht er, „seid kein Kind
und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen!
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen,
der Hund war nur so groß, wie alle Hund sind.“ F. Sellert.

11. Die Herstellung der Nähnaedel.

Betreten wir eine Nähnaedel-fabrik, so erblicken wir in dem Räumen des Erdgeschosses dicke Drahtbündel, die wohl gegen tausend Drahtwindungen enthalten. Je nach der Stärke des Drahtes erfolgt seine Benennung: aus dem dickeren Drahte macht man Stopf- und Packnaedeln, aus dem dünneren Nähnaedeln.

Die Herstellung der Nähnaedeln beginnt damit, daß die hierzu geeigneten Drahtbündel von einer starken Maschine in

Stücke geschnitten werden, die genau die doppelte Nadelnänge haben. Man nennt solche Drahtstücke Schafte. Die Schafte werden glühend gemacht und gerade gerichtet. Nach ihrer Erhaltung kommen sie an den Schleifstein. Auf einer schräg liegenden Fläche werden sie in geschlossener Reihe zwischen zwei Platten fortbewegt, damit die hervorstehenden Enden an dem äußerst rasch laufenden Steine angespitzt werden. Diese Bearbeitung deutet schon an, daß aus dem an beiden Enden zugespitzten Schaft nicht eine einzelne Nadel, sondern ein Nadelpaar werden soll.

Nun geht es durch zwei Maschinen hindurch. In der ersten fällt ein eiserner Fallkloß auf jeden Schaft herab. An der getroffenen Stelle des Schaftes sieht man eine rillenförmige Vertiefung. Die noch fehlenden Nadelöhre, die Augen der Nadeln, werden unter einer zweiten Maschine, die in ihrer Einrichtung viel Ähnlichkeit mit der ersten hat, hergestellt.

Die Schafte reißt man nun als Doppelnadel auf zwei Drähte, so daß sie eine Figur bilden, die dem Grätenstück eines Fisches gleicht. In dieser Anschauung können Hunderte von Nadeln zugleich verarbeitet werden.

Nachdem die Doppelnadel an den Seiten überseilt worden sind, werden sie in der Mitte durchgebrochen und dann in einfachen Reihen vollends zugerundet.

Nun folgt das Härten der Nadeln. Zu diesem Zwecke bringt man sie in großen Mengen in einem Gemisch von drei Teilen Holzkohle und einem Teile Knochenmehl in feuerfesten Töpfen zum Glühen und wirft sie dann in ein mit Del gefülltes Gefäß. Sollen die Nadeln sehr elastisch werden, so werden sie in Fischtran gesotten.

Aber noch immer sind sie schmutzig und unansehnlich. Um sie glatt und blank zu machen, bringt man sie zu vielen Tausenden auf grobe feste Leinwand und vermischt sie mit scharfem Sande. Nach einer gründlichen Anfeuchtung mit Del wird die Leinwand um die Nadeln herumgeschlagen und das Ganze zu einem wurstförmigen Körper zusammengerollt. So verpackt geht es in die Schleermühle, die viel Ähnlichkeit mit einer gewöhnlichen Wäscherohle (Mangel) hat. Hier wird die Nadelmasse zwölf bis achtzehn Stunden lang unablässig hin und hergerollt, dann heraus genommen und mit Sägemehl vermischt. Das Sägemehl nimmt das Del, den Schmutz und Sand auf, und die Nadeln werden rein und blank. Um aber eine vollständige Glätte zu erzielen, muß die Verarbeitung unter der Walze mehrere Male wiederholt werden. Zuletzt wird statt des Sandes Zinnasche als Reibmittel genommen. Die Nadeln werden immer feiner und schöner, bis sie endlich auf lederen Walzen unter Anwendung pulverartiger Poliermittel die Glätte erhalten, die gute Nähadeln haben müssen.

Durch geschickte Arbeiterinnen werden nun die Nadeln sortiert und in die bekannten Nadelbriefchen verpackt, die in alle Welt verkauft werden. In den Nadelabriken der Stadt Iserlohn allein können täglich fünfzehn bis sechzehn Millionen Nähadeln fertig gestellt werden, von denen die meisten nach China, Indien und Amerika verschickt werden.

12. Wie ein preussischer Soldat in den Krieg zieht.

S. S. B.

G., den 28. Juli 1870.

Liebe Eltern!

Wenn auch bis jetzt nichts Erhebliches vorgefallen ist, will ich doch von hier aus noch einmal schreiben. Geld und Brief empfangen; letzterer ist mir mehr wert als ersteres; ich nehme ihn im Portemonnaie mit. Wir sind jetzt fertig. Gestern und heute haben wir mit kriegsmarschmäßigem Gepäc Schlingengefichte geliefert. Ich habe dabei den Trost gewonnen, daß ich die allergrößten Anstrengungen aushalten kann, ohne zu stürzen, und daß unser Hauptmann ein Offizier ist, wie das Regiment wohl keinen weiter aufzuweisen hat. Morgen holen wir nun die H. . . Füsilier, und Sonnabend nacht geht's nach Köln, Mainz, Bingen . . . Paris! Wir werden siegen, denn es giebt eine Gerechtigkeit, welche die Ströme Bluts, die nun durch den frevelhaften Uebermut der Franzosen fließen sollen, nicht ungerächt lassen wird. Ob ich aber wiedertehre, das wissen wir alle nicht. Wenn ich aber gefallen bin, so weint um mich, aber tröstet Euch mit dem Gedanken, daß ich mit Tausenden zusammen für die Freiheit und die Ehre uneres Vaterlandes gefallen bin. Vergibt mir, womit ich Euch sollte betrübt haben und betet für mich! Wir kommen direkt an die Grenze, so daß wir jedenfalls in der furchtbaren Schlacht, die jetzt geliefert werden soll, sofort

milkämpfen werden. Gott sei mit mir und unserem tapfern Regimente!

Freitag abend 5 Uhr. Das dritte Bataillon ist hier; der Regimentsbefehl, der uns soeben mitgeteilt ist, geht dahin, daß diese Nacht um 4 Uhr abgefahren wird. Um 2³/₄ Uhr wird angetreten. Lebt alle wohl! Ich weiß nicht, was ich in dieser gewaltigen Aufregung noch vergessen habe mitzuteilen. Ich werde bald wieder schreiben und genaue Adresse angeben.

Nun sorgt nicht so viel; es gehen ja alle mit, die die deutsche Waffe führen können. Lebt wohl! und seit noch einmal alle herzlich gegrüßt von Euerem Sohne.

(Gefallen bei Mars la Tour am 16. August 1870.)

13. Nächstenliebe und Unerfrohenheit.

v. Köppen.

Der erste deutsche Reichskanzler, Fürst Bismarck, machte im Jahre 1842 als Lieutenant bei den Landwehr-Mann eine Übung mit. An einem Sommernachmittage stand er mit mehreren Kameraden zusammen an der Brücke des Sees zu Blyphne, einem Städtchen in der Neumark, und sah zu, wie sein Reitknecht Hildebrand baselbst das Pferd in die Schwemme ritt. Der unkundige Reiter geriet in eine tiefe Stelle des Sees. Das Pferd wurde unruhig und überschlug sich beim Schwimmen; der Reiter verschwand in die Flut. Im Augenblicke warf Bismarck Säbel und Uniform von sich und sprang ihm nach. Es gelang ihm auch, den Diener zu ergreifen und mit ihm an die Oberfläche emporzukommen; aber nun unklammerte dieser in der Todesangst seinen Reiter und zog ihn in den Abgrund hinab. Eine lautlose Pause angstvoller Spannung trat unter der herbeigeströmten Menge ein; für einige Sekunden schien es, als ob beide verloren wären. Endlich war es Bismarck unter dem Wasser gelungen, sich aus der gefährlichen Umarmung loszuretzen; mächtig rudern erreichte er das Ufer und zog unter dem lauten Jubel der Zuschauer den geretteten Diener nach sich aus Band. Die Kunde von dem Geschehenen verbreitete sich schnell durch die kleine Stadt. Der Geistliche kam ihm in der Amtstracht an der Spitze vieler Bürger entgegen und beglückwünschte ihn zu der ihm widerfahrenen Gnade Gottes. Dieser edeln Tat verdankte Bismarck das schlichte Denkzeichen mit der Inschrift: „Für Rettung aus Gefahr“, das er lange als einzigen Ordensschmuck auf der Brust trug.

14. Pestalozzi in Stanz.

Aus „Brief an einen Freund“.

Die Regierung wies mir das neue Gebäude der Klosterfrauen (Ursulinerinnen) in Stanz zur Wohnung an. Allein dieses war, als ich ankam, teils noch nicht vollendet, teils zu dem Zwecke eines Waisenhauses für eine beträchtliche Anzahl Kinder keineswegs eingerichtet. Es mußte daher vor allem in brauchbaren Zustand gestellt werden. Dazu ließ die Regierung die nötigen Anstalten treffen und es an Geld zu den nötigen Einrichtungen nicht fehlen.

Bei allem Willen und aller Unterstützung jedoch forderten diese Vorbereitungen eine geraume Zeit. Aber gerade diese fand sich bei der Notwendigkeit, die Menge teils verwahrloster Kinder, teils durch die vorhergehenden blutigen Ereignisse verwaister Kinder schnell zu versorgen, am wenigsten.

Außer dem nötigen Gelde mangelte es an allem, und die Kinder drängten sich herzu, ehe noch Küche, noch Zimmer, noch Betten für sie in Ordnung sein konnten. Das verwirrte den Anfang der Sache unglaublich. Ich war in den ersten Wochen in einem Zimmer eingeschlossen, das keine 24 Schuh ins Geviert hatte. Der Dunstkreis war ungesund, schlechtes Wetter schlug noch dazu, und der Mauerstaub, der alle Gänge füllte, vollendete das Unbehagliche des Anfangs.

Ich mußte im Anfang die armen Kinder wegen Mangel an Betten des Nachts zum Teil heimtschicken. Sie kamen dann am andern Morgen mit Ungeziefer beladen zurück. Viele traten mit eingewurzelter Krätze ein, daß sie kaum gehen konnten, viele mit aufgebrochenen Köpfen, viele mit Ungeziefer, viele hager, wie ausgezehnte Gerippe, gelb, grünend, mit Augen voll Angst und Stricken voll Nuzeln des Mißtrauens und der Sorge, einige voll kühner Frechheit, des Bettelns, des Heuchelns und aller Falschheit gewöhnt; andre vom Elend erdrückt, duldsam, aber mißtraulich, lieblos und furchtsam. Zwischen hinein einige Bärtlinge, die zum Teil ehemals in einem gemächlichen Zustand lebten; diese waren voll Ansprüche, hielten zusammen, warfen auf die Bettel- und Hausarmen-Kinder Verachtung, und fanden

sich in dieser neuen Gleichheit nicht wohl. Träge Untätigkeit, Mangel an Uebung der Geistesanlagen und wesentlicher körperlicher Fertigkeiten waren allgemein. Unter zehn Kindern konnte kaum eins das ABC. Von anderm Schulunterricht oder wesentlichen Bildungsmitteln der Erziehung war noch weniger die Rede.

Der gänzliche Mangel an Schulbildung war indessen gerade das, was mich am wenigsten beunruhigte.

Ich war überzeugt, mein Herz werde den Zustand meiner Kinder so schnell ändern wie die Frühlingssonne den erkalteten Boden des Winters. Ich irrte mich nicht; ehe die Frühlingssonne den Schnee unserer Berge schmolz, kannte man meine Kinder nicht mehr.

Außer einer Haushälterin allein, ohne Gehilfen, weder für den Unterricht der Kinder, noch für ihre häusliche Versorgung, trat ich unter sie und eröffnete meine Anstalt. Ich wollte es allein, und ich mußte es schlechterdings, wenn mein Zweck erreicht werden sollte. Auf Gottes Erdboden zeigte sich niemand, der in meine Gesichtspunkte für den Unterricht und die Führung der Kinder hätte eintreten wollen. Daß mein Herz an meinen Kindern hange, daß ihr Glück mein Glück, ihre Freude meine Freude sei, das sollten meine Kinder vom frühen Morgen bis an den späten Abend, in jedem Augenblick auf meiner Stirn sehen und auf meinen Lippen ahnen.

Vor allem wollte und mußte ich das Zutrauen der Kinder und ihre Anhänglichkeit zu gewinnen suchen. Gelang mir dieses, so erwartete ich zuversichtlich alles übrige von selbst. Freund, denk dir aber meine Lage, die Stimmung des Volkes und der Kinder und fühle dann, welche Hindernisse ich dabei zu überwinden hatte.

Das unglückliche Land hatte durch Feuer und Schwert alle Schrecknisse des Krieges erfahren. Das Volk verabscheute größtenteils die neue Verfassung. Es war erbittert gegen die Regierung und hielt selbst ihre Hilfe für verdächtig.

Ich stand unter ihnen als ein Geschöpf der neuen, verhassten Ordnung. Diese politische Mißstimmung war noch durch eine ebenso starke religiöse Mißstimmung verstärkt. Man sah mich als einen Ketzer an, der bei einigem Guten, das er den Kindern tue, ihre Seelengeißel in Gefahr bringe.

Denke dir, wie vielem ich persönlich, beinahe öffentlich ausgesetzt sein mußte, und wie viel Gutmütigkeit es unter diesen Umständen bedurfte, um ungehindert meinen Gang fortgehen zu können.

Indessen so drückend und stoßend die Hilflosigkeit, in der ich mich befand, war, so war sie von einer andern Seite dem Innern meiner Zwecke günstig. Sie nötigte mich, meinen Kindern alles in allem zu sein. Ich war vom Morgen bis Abend so viel als allein in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. Jede Hilfe, jede Handbietung in der Not, jede Lehre, die sie erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Aug' ruhte auf ihrem Aug'. Meine Tränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei mir, und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen, sie wollten es so. Alle Augenblicke mit Gefahren einer gedoppelten Ansteckung umgeben, besorgte ich die beinahe unbesiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Personen. Dadurch aber war es denn freilich auch allein möglich, daß sich die Kinder allmählich an mich angeschlossen.

Die Mißstimmung der ersten Monate wurde noch vorzüglich dadurch befördert, daß die Abänderung der ganzen Lebensart, die schlechte Witterung und die feuchte Kälte der Klostersgänge zusammenschlug, mehrere Kinder krank zu machen. Es riß bald allgemein ein mich beunruhigender Husten ein, und ein Faulfieber, das in der ganzen Gegend herrschte, legte bald mehrere Kinder ins Bett.

Sobald der Frühling da war, blühten die Kinder allgemein und auffallend; nicht nur ihr Wuchs, sondern auch ihre Farbe änderte sich sichtbar, schnell und auf eine Art, wie Menschen nur nach glücklich gemachten Kuren zunehmen; das ist so wahr, daß Geistliche und Vorgesetzte, die später sahen, sich allgemein äußerten, sie kannten die Kinder nicht mehr, so habe sich ihr Aussehen gebessert.

Die Anstalt wuchs immer an, so daß ich 1799 bei achtzig Kinder hatte. Die meisten dieser Kinder hatten gute und einige ausgezeichnete Anlagen. Das Bernen war ihnen meistens ganz neu, und sobald einige sahen, daß sie es zu etwas bringen, so ward ihr Eifer unermüdet. Kinder, die in ihrem Leben kein Buch in der Hand gehabt, kaum das Vaterunser und Ave Maria auswendig konnten, kamen in wenig Wochen dahin, daß sie mit großer Lust vom frühen Morgen bis an den späten Abend fast unablässig lernten. Sie gaben mir selbst nach dem Abendessen, insonderheit im Anfang, wenn ich sie fragte: „Kinder, wollt ihr jetzt lieber schlafen oder lernen?“ gewöhnlich zur Antwort: „lernen“. Das erkaltete freilich später, da sie früh aufstehen mußten.

Ich habe meinen Kindern unendlich wenig erklärt; ich habe sie weder Moral noch Religion gelehrt; aber wenn sie still waren, daß man eines jeden Atemzug hörte, dann fragte ich sie: „Werdet ihr nicht vernünftiger und braver, wenn ihr so seid, als wenn ihr lärmet?“ Wenn sie mir an den Hals fielen und mich Vater hießen, fragte ich sie: „Kinder, dürft ihr eurem Vater heucheln? Ist es recht mich zu küssen und hinter meinen Rücken zu tun, was mich kränkt?“

Wenn von dem Elend des Landes die Rede war, sie froh waren und sich glücklich fühlten, dann sagte ich zu ihnen: „Ist Gott nicht gut, der das Menschenherz mitleidig erschaffen hat?“

Auch fragte ich sie zu Zeiten: „Ist es nicht ein Unterschied zwischen einer Obrikeit, die die Armen erzieht, daß sie sich für ihr ganzes Leben selber helfen können, und einer, die sie entweder sich selbst überläßt, oder sie mit Bettelbrot und in Spitälern erhält, ohne ihrem Elend wirklich abzuhelfen und ihrem Vaster und Müßiggang ein wirkliches Ende zu machen?“

Viel und oft schilderte ich ihnen das Glück einer stillen, friedlichen Haushaltung, die durch Ueberlegung und Fleiß zu einem sicheren Brot und in die Lage gekommen, unwissenden, un-erzogenen und unglücklichen Menschen zu raten und zu helfen. An meinen Busen hingelehnt fragte ich manche der gefühlvollsten schon in den ersten Monaten: „Wolltest du nicht auch gern wie ich im Kreis armer unglücklicher Leben, sie erziehen, sie zu gebildeten Menschen machen? Wie sich ihre Gefühle erhoben! Wie Tränen in ihren Augen waren, wenn sie antworteten: „Ach, wenn ich es auch dazu bringen könnte!“

15. Ein armes Dorf.

Napel-Mayer.

An einem schönen Sonntage hatte der größte Teil der Einwohner des Dorfes Schönfeld die Leiche eines Mitbürgers, eines einfachen Fabrikarbeiters, zur letzten Ruhestätte begleitet.

Von den Zurückgekehrten blieb nahe der Kirche ein Häuflein um einen Mann stehen, der sich dem Geleite ebenfals angeschlossen hatte, einen Mann von vorgeückten Jahren, aber noch von der Nützigkeit eines Vierzigers.

Es war der Doktor Auer, dessen Namen man im ganzen Dorfe mit Achtung nannte. Als Regimentsarzt hatte er in den Kriegsjahren fast alle Feldzüge mitgemacht und sich durch Geschäftlichkeit und freundliche Fürsorge für die Soldaten ausgezeichnet. Nach dem Kriege zog er sich, 35 Jahre alt, in seinen Geburtsort zurück, wo seine Familie in einem durch Arbeit erworbenen, mäßigen Wohlstande lebte. Er heiratete eine Wittve, wurde Vater von zwei Kindern und hatte soviel Einkommen, daß er bequem leben und noch Wohlthätigkeit üben konnte.

Mag er noch seinem Berufe als Arzt ob, so geschah es hauptsächlich, um den Armen beizustehen; die wohlhabenderen Kranken wies er seinen Kollegen in der benachbarten Stadt zu; es war ihm nicht um eine größere Praxis zu tun. Noch aus einem anderen Grunde wollte sich der Doktor seiner Freiheit nicht begeben. Er machte, solange er noch kinderlos war, alle Jahre eine Reise von einigen Monaten bald in dieses, bald in jenes Land von Europa, teils um seiner Liebe zur Pflanzkunde nachzugehen, teils um die Menschen und ihre Sitten zu studieren.

Kam er zurück, so verglich er dann den Zustand seiner Gemeinde mit denjenigen anderer Dörfer, die er gesehen hatte. Er gewahrte, wie seit dem Frieden in einer Menge von Ortschaften Veränderungen vorgegangen waren, die aus Wunderbare grenzten. Wo früher eine spärliche und armselige Bevölkerung elend ihr Dasein fristete, lebten heute zahlreiche Einwohner in Wohlhabenheit; wo sonst nur das Geschrei wilder Vögel die Stille der Felder und Wälder unterbrach, da ließ sich jetzt das Geräusch der Tätigkeit und Arbeit vernehmen. Es waren die Bewohnungen im Landbau und die Fortschritte in der Industrie, die diese Veränderungen bewirkt hatten.

Mitten in dieser allgemeinen Bewegung war das Dorf Schönfeld vollkommen stehen geblieben. Nur stellte die Frage an sich, ob denn wohl die unentgeltlichen Dienste, die er den Armen leistete, das einzige Mittel seien, um sich seinen Mitbürgern nützlich zu machen. Für einen aufgeklärten Mann, der so viel gesehen und so gut beobachtet hatte, konnte die Antwort hierauf nicht zweifelhaft sein.

Wirklich wandte er auch, unter Beschränkung seiner Ausflüge, seine Gedanken nun ganz der Hebung seiner Gemeinde zu; er wollte, indem er den Anstoß zu den Verbesserungen der Neuzeit gab, der Wohlthäter seiner Mitbürger werden.

Das Dorf Schönfeld hatte eine glückliche Lage, die seine Bewohner nur nicht zu benutzen verstanden. Es lag am Ufer eines Flusses, der kurz oberhalb anfang, schiffbar zu werden, und das Gebiet desselben in zwei Teile trennte; die Wohnungen standen aber fast alle auf dem rechten Ufer, am sanften Abhange eines Hügelns. Mitten im Dorfe war dieser Abhang am steilsten; ein freier Platz vor der Kirche, von dem man eine sehr schöne Aussicht, namentlich über das jenseitige Ufer genoss, fiel sogar ganz schroff ab.

Hinter den Wohnungen, auf einer Anhöhe, behaute sich eine kleine Ebene aus, die gegen Norden von bewaldeten Hügelns eingeschlossen war. Bektore schützten das Dorf gegen rauhe Winde. Nach vorn bildete der Fluß einen Halbkreis, in dessen Mittelpunkt die Kirche lag. Verfolgte man den Lauf des Flusses, so gewahrte man gegen Abend auf anderthalb Stunden Entfernung eine kleine an seinem Ufer liegende Stadt, die den Horizont begrenzte. Innerhalb des Bogens lag eine Ebene von der Breite einer Stunde, durch die ein Bach floß, der sich mitten im Ort in den Fluß ergoß. Es fehlte diesem Bach nie an Wasser; an stillen Stellen war er tief; sonst war er rauschend und hatte selbst von Strecke zu Strecke unbenutzte Gefälle.

Aber während er für das Dorf eine Quelle der Wohlhabenheit hätte sein können, war er dessen größte Plage geworden. Nach heftigem Regen überschwemmte er oft seine niedrigen Ufer und verwandelte die Ebene in eine Art von Sumpf. Statt fetter Wiesen bot dieser daher nur eine magere, mit Winsen und umgebenen Wasserpflanzen bewachsene Weide. Zudem war das an den niedrigsten Stellen stehen bleibende Wasser im Herbst die Ursache von kalten Fiebern, welche alljährlich von der auf diesem Ufer wohnenden Bevölkerung viele Opfer forderten und die meisten auf die andere Seite des Flusses hinüber trieben. So gab diese Ebene, die nur auf eine verständige Hand wartete, um reichen Segen zu gewähren, den Anblick einer Art Wüste, in der ein paar armselige Herden weideten. Die auf der Hochebene hinter dem Dorfe gelegenen Güter hatten im ganzen einen guten Boden; aber, erschöpft durch den fortgesetzten Anbau der nämlichen Gewächse, lieferten sie schwache Ernten. Aus Mangel an Futter und aus diesem Grunde an Vieh, eine Folge des beklagenswerten Zustandes ihrer Wiesen, konnten die Einwohner, die nichts von einem künstlichen Wiesenbau verstanden, ihren Feldern den Dünger nicht gewähren, der zur Fruchtbarkeit nötig ist. Sie ließen jedes Jahr einen Teil brach liegen und verloren so den Ertrag, den ihnen eine vernünftige Folge in den Ernten gegeben hätte. Von besonderen Kulturen, von dem Anbau von Handelsgewächsen, deren Einführung oft allein einer ganzen Gemeinde Leben giebt, war ihnen ohnehin nicht bekannt.

So schleppte sich die Bevölkerung von Schönfeld, die kaum 500 Seelen zählte, in Armut dahin. Man hielt an der alt-hergebrachten Verfahrungsart im Feldbau fest. Gerste, Roggen, Hafer, Kartoffeln, ein wenig Wein, aus guten Lagen zwar, aber wertlos, weil nicht mit der gehörigen Sorgfalt behandelt, etwas Wolle von armseligen Schafen, nebst ein wenig Hanf für den eigenen Verbrauch, das waren die Erzeugnisse der Gemeinde. Fügen wir noch einige der gewöhnlichen Gemüse hinzu, und rauhes, geschmackloses Obst von schlecht gezogenen Bäumen, und wir haben die vollständige Liste der im Dorfe geernteten Gegenstände.

Etwas Korn, Eier, einiges Geflügel, selten Obst und Gemüse, waren das einzige, was die Bewohner in die Stadt zu Märkte bringen konnten, um von dem Erlöse die Steuern zu bezahlen und das Nöthigste anzukaufen. Mit Ausnahme eines Maurers, eines Schreiners, eines Zimmermanns und eines Schmieds, ohne welche auch die unbedeutendste Niederlassung nicht bestehen kann, war in dem Dorfe nichts von Gewerbleiß zu finden. Dazu fehlte es an aller Tätigkeit, an jedem Unternehmungsgeiste.

An diese elenden Zustände knüpfte sich dann jene Eifersucht, die sich der Armen gegenüber beneh, die in besserer Lage sind, leicht bemächtigt. Denn die Armen leben oft in dem Irrthum, was die anderen besitzen, sei ihnen genommen, und sehen nicht ein, daß der Reichtum wieder Reichtum erzeugt und die Armut aller nur das Uebel des einzelnen fortpflanze.

Namen Bürger aus der Stadt, um sich in der Gemeinde anzukaufen, so wurden sie von den Ortsangehörigen mit scheelen Augen angesehen. Während sie sich über den Zufluß von Kapitalien, der den Güterwert erhöht und den Verkehr belebt, hätten Glück wünschen sollen, wurden sie ärgerlich über eine Konkurrenz, die ihnen den Preis des Feldes erhöhte, um dessen kleinste Stücke sie sich zankten. Wenn auch diese schöne Lage des Dorfes Fremde anzog, konnte sich doch niemand daselbst niederlassen, da er die Beute der kleinlichsten Anfechtungen zu werden fürchten mußte.

Schon der bloße Anblick der Mehrzahl der Dorfwohnungen kündigte das Elend und die Noth der Bewohner an; einige dieser Wohnungen schienen mehr zur Aufnahme von Tieren als von Menschen geeignet. Es waren enge Hütten, mit der Thür als alleinigem Lustloch und einem einzigen Raum im Innern, in welchem Vater, Mutter und Kinder von beiden Geschlechtern und von jedem Alter ungeschieden zusammen lebten. Der Boden, aus nackter Erde und niedriger als die Umgebung, unterhielt eine beständige Feuchtigkeit. Dazu Mangel an Luft, Licht und Reinlichkeit, oft auch an genügender Nahrung, und so konnte es nicht fehlen, daß die Kinder, schwächlich und ungesund, entweder im frühen Alter weggerafft wurden oder ihr Lebensalter verkümmert blieben. Außerhalb der Häuser sah man eine Anhäufung von Abfällen und Urat aller Art, stehende, stinkende Wasser und Pfützen von Jauche. Das war der Anblick, den die Gemeinde bot.

Zur übrigen bemerkte man nichts von jenen lachenden Baumgärten, die vielen Dörfern ein so reizendes Aussehen geben; nichts von den Einfassungen, den Blumenbeeten, die bei einer so großen Zahl von Landbewohnern zugleich den Wohlstand und den Geschmack für feinere Lebensgenüsse bekundeten. Kaum sah man bei einigen Hütten fünf oder sechs verkrüppelte Obstbäume und zwei oder drei Krautgärten, mit zerfallendem Zaun, schlecht gegen das Eindringen der Haustiere geschützt.

Schritt man durch das leblose Dorf, so hörte man höchstens einige klatschüchtige Gevatterinnen, die ihre bösen Zungen aneinander wekten, oder das Geschrei sich selbst überlassener, auf der Strassen spielenden Kinder; denn auch mit dem Schulbesuch wurde es nicht streng genommen. Während die Eltern behaupteten, sie könnten ihre Kinder für ihre Arbeit nicht entbehren, lungerten diese auf der Gasse umher. Einige hüteten während der guten Jahreszeit eine magere Kuh auf den Gemeinewiesen oder führten ein paar Hammel in die Wälder, die dort großen Schaden anrichteten, im Winter lasen sie Abfallholz auf. Was sie aber noch mehr aufpasen, war die Gewohnheit des Müßiggangs mit all seinen Lastern.

Auch die Wege der Gemeinde boten denselben Anblick dar wie das Dorf. Das Zugvieh erschöpfte seine Kräfte bei dem schlechten Zustande derselben. Die daraus entstehende Unmöglichkeit, die Fuhrwerke gehörig zu beladen, vervielfältigte die Fahrten und veranlasste viel Zeitverlust, oft kamen Rad- und Wagenbrüche vor. Mit dem Winter wurden die meisten Wege ganz unfahrbar und da kein Fuhrwerk mehr aufs Feld ging, so hörten auch die Arbeiten im Dorfe auf, was die Folge hatte, daß die Einwohner den größten Teil des Tages in den Schenken zubrachten. Aber auch die Stadt wurde alle Wochen besucht von Mann und Frau, sowie man auch allen Märkten der herumliegenden Dörfer auf vier oder fünf Stunden im Umkreise nachließ.

In den Kneipen auf den Messen und Märkten, bei allen Volksversammlungen zeichneten sich die Schönfelder durch grobe Reden und Streitsucht aus, und es kam nicht selten zu Schlägereien. Bei ihrem zänkischen und streitigen Wesen vermied man es auch sonst, sich mit ihnen einzulassen. Einige Bürger der Stadt wären gern geneigt gewesen, das Gefäll des obenerwähnten Baches nutzbar zu machen; aber sie scheuten sich, mit so ungeselligen Nachbarn in Verhandlung zu treten. Dies war der Zustand der Gemeinde, als der Doktor es unternahm, denselben zu verbessern.

Ehe er sein großes Vorhaben in Angriff nahm, berechnete er alle Folgen. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß, wenn es ihm gelang, vernünftigeren Ansichten in der Gemeinde Bahn zu brechen, auch der Geist und die Sitten sich ändern würden. Aber er war sich auch wohl bewußt, mit welchen Schwierigkeiten er würde zu kämpfen haben, welche Hindernisse ihm Vorurteil, Trägheit, Eifersucht, Verleumdung bereiten, und wie er für eine Zeitlang seine Ruhe und seinen Frieden opfern müsse. Dieser Kampf schreckte aber den für seine Idee begeisterten Mann nicht zurück. Komme ich nicht ans Ziel, dachte er, so erreichen es andere nach mir. Uebrigens sah er wohl ein, daß er allein einer so großen Aufgabe nicht gewachsen sei. Bescheiden, wie alle Männer von wahren Verdienst, begriff er, daß er sich nach Hilfe umsehen müsse, und sich solche zu verschaffen war daher die erste seiner Sorgen.

Die Belegstücke der Mittelstufe folgen.